

(Nachdruck verboten.)

88]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Es ist wahr . . . so ist es . . .“ stammelte Gallardo, der über diese Worte des Räubers nicht sonderlich erbaut war und sichtlich erbleichte. In seinem Gesicht spiegelte sich die abergläubische Furcht, die ihn erfaßte, wenn von Todesgefahr die Rede ging. Sein Gesicht kam ihm jetzt wirklich vor, wie das dieses unheimlichen Landstreichers, der notwendigerweise irgend einmal in seinem unglücklichen Kampfesdasein unterliegen mußte.

„Aber glaubt Ihr, daß ich an den Tod denke,“ fuhr Plumitas fort. „Ich mache mir aus allem nichts und ziehe unbeirrt meine Straße weiter. Ich habe ebenfalls meine Lust und meinen Stolz, gerade so wie Ihr, wenn Ihr in den Zeitungen lest, daß Ihr einen Stier gut abgefertigt und eins seiner Ohren verdient habt. Bedenkt, daß in ganz Spanien über den Plumitas gesprochen wird, daß die Zeitungen die größten Lügen über mich und meine Taten verbreiten, daß sie sogar sagen, man werde mich in den Theatern zur Auf-führung bringen, und daß in Madrid, in jenem Palast, in dem sich die Abgeordneten zum Reden versammeln, fast jede Woche über meine Person gesprochen wird. Dazu kommt noch für mich die Genugtuung, ein ganzes Heer hinter mir her zu wissen, und zu sehen, wie ein einzelner Mann, wie ich, tausend anderen Kopfzerbrechen macht, die vom Staat besoldet sind und einen Degen tragen. Kürzlich kam ich eines Sonntags während der Messe in ein Dorf und hielt meine Stute auf dem Platz bei einigen Blinden an, die Gitarre spielten und dazu sangen. Die Dorfleute stierten einseitig nach einem großen Plakat, das die Sänger mit sich führten, worauf ein hübscher Bursche mit spitzem Samthut, in wunderschönem Kostüm abgebildet war, der, auf einem prächtigen Pferde, das Gewehr über den Sattelpfosten gelegt hatte, und hinter ihm saß auf dem Pferd eine hübsche dralle Dirne. Es vergingen einige Augenblicke, bis ich erfuhr, daß dieser schmucke Kerl der Plumitas sein sollte . . . So etwas läßt man sich gefallen. Wenn unsereins schon in Lumpen gekleidet und hungerleidend herumziehen muß, so ist es recht, daß die Leute sich das anders vorstellen. Ich kaufte ihnen das Blatt Papier ab, von dem sie sangen. Hier ist es: „Leben und Taten des Plumitas,“ in schöne Verse gebracht. Nicht übel, sag ich Euch. Wenn ich mich auf dem Boden ausstrecke, lese ich es, um es auswendig zu lernen. Es muß von jemand geschrieben worden sein, der es los hat.“

Der fürchterliche Plumitas sprach von seinen Ruhmes-taten mit einem kindlichen Stolz. Die stille Bescheidenheit, mit der er in das Wohnhaus eingetreten war, den Wunsch, seine Person vergessen zu machen, und den armen, von Hunger getriebenen Landstreichern hervorzuführen, hatte er abgestreift. Er geriet in Feuer bei dem Gedanken, daß sein Name berühmt war, und daß seine Taten immer sofort den Vorzug der Veröffentlichung erlangten.

„Wer würde mich heute kennen,“ fuhr er fort, „wenn ich ruhig in meinem Dorfe weiter gewohnt hätte? . . . Ich habe darüber viel nachgedacht. Uns geringen Leuten bleibt nichts anderes übrig, als mit verhaltenem Grimm für andere zu arbeiten, oder den einzigen Beruf zu wählen, der Geld und Namen einbringt: zu töten. Zum Stiertöter taue ich nicht. Mein Dorf liegt in den Bergen und bringt keine wilden Stiere hervor. Zudem bin ich korpulent und wenig gewandt . . . Aus diesem Grunde verlege ich mich aufs Töten von Menschen. Es ist noch das Beste, was ein Armer tun kann, um geachtet zu werden und vorwärts zu kommen.“

Der Nacional, der bis dorthin mit stillem Ernst den Worten des Banditen zugehört hatte, hielt es für nötig, einzugreifen.

„Was der Arme nötig hat, ist Unterricht, Lesen und schreiben können.“

Diese Worte des Banderilleros riefen das Gelächter aller derer hervor, die sein Steckpferd kannten.

„Nun bist Du mit Deiner Wahrheit heraus, Kamerad,“ sagte Potage, „laß Plumitas in seinen Erklärungen fortfahren, was er sagt, läßt sich hören.“

Der Räuber nahm die Unterbrechung des Nacional, denn er übrigens wegen seiner Vorsicht in der Arena nicht sehr hoch schätzte, mit Verachtung entgegen.

„Ich kann lesen und schreiben. Wozu nützt es mir? In meinem Dorfe tat ich mich dadurch hervor, und mein Gesicht kam mir nur um so härter vor . . . Was der Arme nötig hat, ist Gerechtigkeit. Man gebe ihm das Seine, und wenn man es ihm nicht gibt, so nehme er es sich. Man muß ein Wolf sein und Furcht einflößen können. Die Wölfe achten sich gegenseitig, und das Vieh läßt sich sogar unter Dankesbezeugungen abschachten und verzehren. Sieht man Dich feige und klein, so werden sogar die Schafe Dir ins Gesicht blasen.“

Potage, der bereits trunken war, stimmte begeistert allen Worten des Plumitas bei. Er verstand sie nur halb, aber durch den dicken Dunst seines Rausches glaubte er einen Glanz höchster Weisheit erhaschen zu können.

„Das ist die Wahrheit, Freund. Sehr gut gesagt, die ganze Welt muß Siebe bekommen. Erzähle weiter. Du bist heute ausgezeichnet.“

„Ich habe gesehen, wie die Menschen sind,“ fuhr der Räuber fort. „Die Welt ist eingeteilt in zwei Familien: Scherer und Geschorene. Ich will nicht geschoren sein, ich bin zum Scherer geboren, weil ich ein ganzer Mann bin und niemanden fürchte. Bei Euch, Sennor Juan, ist dasselbe der Fall. Durch Mut und Kraft seid Ihr von unten emporgekommen, aber Euer Weg ist besser als der meinige.“

Er sah den Stierkämpfer lange an und sagte darauf mit überzeugtem Ausdruck:

„Ich glaube, Sennor Juan, daß wir etwas spät zur Welt gekommen sind. Was hätten mutige entschlossene Burschen, wie wir, zu andern Zeiten alles ausrichten können! Ihr würdet keine Stiere töten, und ich wäre kein elender Wege-lagerer. Wir wären Vizekönige, hohe Würdenträger, berühmte Persönlichkeiten jenseits der Meere. Habt Ihr nie von einem gewissen Bizarro gehört, Sennor Juan?“

Sennor Juan machte eine ausdruckslose Geberde, da er seine Unkenntnis dieses Namens, den er zum ersten Male hörte, nicht merken lassen wollte.

„Die Frau Marquise weiß besser als ich, wer er war, und möge mir verzeihen, wenn ich drauf los schwatze. Ich lernte diese Geschichte kennen, als ich Klüster war und in den alten Büchern las, die der Pfarrer aufbewahrte. . . . Also dieser Bizarro war ein armer Teufel wie wir, der mit zwölf oder dreizehn ebenso armen Schlußern über das Meer ging und in ein Land, wie das wirkliche Paradies, ein-drang . . . ein Königreich, wo sich der Ort Potosi befindet; weiter sage ich nichts. Wie viele Kämpfe sie mit den Einwohnern Amerikas, die Federn und Pfeile trugen, zu bestehen hatten, weiß ich nicht. Zuletzt wurden sie die Herren und bemächtigten sich der Schätze jener Könige, und der geringste von ihnen füllte sein Haus bis unter das Dach mit Goldmünzen, und es war keiner, der nicht Marquis, General oder hoher Justizbeamter geworden wäre. Stellt Euch vor, Sennor Juan, wenn wir damals gelebt hätten . . .! Wie wäre es uns ein Leichtes gewesen, Euch und mir, mit einigen dieser waderen Burschen, die mir zugehören, ebenso viel oder noch mehr als dieser Bizarro auszuführen . . .“

Die Gutsleute verharrten in ihrem Schweigen, aber ihre Augen glänzten vor Erregung über diese wunderbare Geschichte, und kopfnickend stimmten sie den Gedanken des Banditen bei.

„Ich wiederhole, wir sind zu spät gekommen, Sennor Juan. Der rechte Weg ist für die Armen gesperrt. Der Spanier weiß nicht mehr, was er tun soll. Was in der Welt noch zu verteilen war, haben sich die Engländer und andere Fremde angeeignet. Die Tür ist geschlossen, und wir Ehren-männer müssen auf diesem Düngerhaufen verfaulen und uns ausschelten lassen, weil wir mit unserm Schicksal nicht zufrieden sind. Ich hätte es vielleicht zum König in Amerika oder sonst wo bringen können, und statt dessen werde ich auf den St. Ihen öffentlich ausgerufen, als ein Verfolger und als Dieb gejagt und gehakt. Ihr seid ein Mutiger und tötet

Stiere und erntet Weisfall, aber ich weiß, daß viele hohe Herren die Stierfechtereien für ein niedriges Handwerk halten.“

Donna Sol mischte sich in die Unterhaltung, um dem Räuber einen Rat zu erteilen. Warum wurde er nicht Soldat. Er könnte dann in ferne Länder ziehen, wo Krieg war, und seine Kräfte auf diese Weise ausnützen.

„Dazu könnte man mich allerdings brauchen, Frau Marquise. Ich habe oft darüber nachgedrüberelt. Wenn ich auf einem Gute schlafe oder mich für einige Tage in meiner Wohnung versteckt halte, und dann wieder einmal wie jeder andere Christenmensch ein weiches Bett habe und, wie hier an diesem Tische, warm esse, so sagt das meinem Körper zu, gewiß, aber bald werde ich die Sache satt, und das freie Feld mit seinen Entbehrungen zieht mich wieder an; es wird mir zum Bedürfnis, in eine Decke gehüllt und mit einem Stein als Kopfkissen unter freiem Himmel zu schlafen. Gewiß wäre ich als Soldat zu gebrauchen, ich würde ein guter Soldat sein. Aber wohin gehen? Die wirklichen Kriege sind vorbei, wo ein jeder mit einer Handvoll Kameraden tat, was ihm sein Verstand eingab. Heute gibt es nichts mehr als Menschenzuchtereien, alle von einer Farbe und demselben Abzeichen, die wie Automaten leben und sterben. Wie überall sonst, so gibt es auch hier Scherer und Geschorene. Vollbringen Sie eine große Tat, gleich kommt der Oberst und macht sie sich zu eigen. Kämpfen Sie wie ein Löwe, so hat der General den Lohn davon . . . Nein. Auch zum Soldaten bin ich zu spät geboren.“

Plumitas senkte den Blick und blieb so längere Zeit, wie in eine innere Betrachtung seines Unglücks versunken, das ihn gegenwärtig zum Heimatlosen machte.

Blöblich griff er nach seinem Karabiner und machte Anstalten sich aufzurichten.

„Ich gehe . . . Vielen Dank, Sennor Juan, für Eure Gastfreundschaft. Bleiben Sie gesund, Frau Marquise.“

„Wohin willst Du denn jetzt gehen?“ fragte Potage, indem er ihn zurückzog. „Sehe Dich, Dickkopf. Nirgends bist Du besser aufgehoben als hier.“

Der Picador wollte die Anwesenheit des Räubers verlängern; es war ihm angenehm, mit ihm wie mit einem Lebensgefährten zu plaudern, um nachher in der Stadt seine merkwürdige Begegnung erzählen zu können.

„Ich bin schon drei Stunden hier und muß gehen. Ich halte mich nie so lange an einer ungeschützten und flachen Stelle, wie La Rinconada, auf. Vielleicht ist zur Stunde schon jemand weggegangen, mit der Anzeige, daß ich hier bin.“

„Fürchtest Du Dich vor den Gendarmen?“ sagte Potage. „Die kommen nicht, und wenn sie es tun sollten, bin ich auch noch dabei.“

Plumitas machte eine verächtliche Wendung. Die Gendarmen!

„Mein Gott, es sind Menschen, wie die andern, und es gibt auch mutige Leute unter ihnen, aber alle sind Familienväter, die ihr Möglichstes tun, um mich nicht zu Gesicht zu bekommen und zu spät einzutreffen, an welchem Orte ich auch sei. Sie greifen mich nur an, wenn der Zufall uns Auge in Auge gegenüberstellt und es kein Ausweichen gibt. Letzten Monat war ich auf dem Gute der „Fünfs Kamine“ und frühstückte wie hier, obgleich nicht in so guter Gesellschaft, als ich sechs Gendarmen zu Fuß herankommen sah. Ich bin sicher, sie wußten von meiner Anwesenheit nichts und waren nur gekommen, um eine Erfrischung zu nehmen. Ein böser Zufall. Aber weder sie noch ich konnten angesichts sämtlicher Gutsarbeiter die Sache auf sich beruhen lassen. Das erzählt man sich dann hinterher, und böse Zungen verlieren dann allen Respekt und behaupten, alle seien überhaupt nur Feiglinge. Der Gutsherr schloß die Tür, und die braven Gendarmen fingen an, sie mit den Gewehrkolben zu bearbeiten, damit sie geöffnet werde. Ich befahl ihm und einem Knecht, sich hinter die zwei Flügel der Tür zu stellen. „Wenn ich Euch zurufe: Jetzt! dann reißt die Türe auf.“ Ich stieg zu Pferd und nahm den Revolver in die Hand. „Jetzt!“ Die Tür flog auf und ich ritt mit Teufelskraft hinaus. Ihr kennt mein armes Tierchen von Pferd nicht. Sie sandten mir eine Anzahl Flintenschüsse nach, aber umsonst. Ich selbst gab beim Hinausreiten Feuer, und man sagt, ich hätte zwei Gendarmen verwundet. Kurz und gut, ich entkam, den Hals meines Pferdes umklammernd, daß ihre Kugeln mich nicht trafen, und die Gendarmen rächten sich, indem sie den Gutsleuten eine Tracht Prügel verabsolgoten. Es ist deshalb besser, von meinen Besuchen nicht zu sprechen, Sennor Juan. Denn sonst kommen nachher die mit dem Dreispitz und plagen

Euch mit Fragen und mit Zeugenaussagen, als ob sie mich damit einfangen könnten.“

Die Leute von La Rinconada stimmten kopfnickend bei. Sie wußten es schon, man mußte den Besuch verheimlichen, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, wie man es auf allen Gütern und in allen Schäferhütten allgemein zu tun pflegte. Dieses durchgängige Verheimlichen war der mächtigste Bestand des Banditen. Ueberdies waren alle diese Feldbewohner Bewunderer des Plumitas. Ihr rauher Sinn sah in ihm einen rächenden Helden. Von ihm hatten sie nichts zu fürchten. Seine Drohungen galten nur den Reichen.

(Fortsetzung folgt.)

Schläfrige Blumen.

Wer an sonnigem Frühjahrsstage durch Fluren und Wiesen wandert, dem lachen die Blumensterne von Floras Kindern in tausendfältiger Gestalt entgegen; in möglichst großer Fläche bieten die Blumen ihr Angesicht der Sonne dar. Wer dann am späten Abend denselben Weg wandelt, wird von der Blumenflur ein vollständig verändertes Antlitz vorfinden. Scheinbar sind der Blumen weniger geworden, in Wirklichkeit aber ist nur die dem Himmel dargebotene Fläche der Blumenkronblätter verringert, die tagsüber mehr oder minder horizontal stehenden Flächen sind in vertikale umgewandelt. Wer aber seinen Spaziergang im Morgengrauen beginnt und ihn dann ausdehnt bis in den lachenden Morgen hinein, dem offenbart sich ein eigenartiges Pflanzenwunder. Zunächst wird er neben jenen Insekten, Schmetterlingen und ähnlichen Tieren, die nur des Nachts ihr lichtcheues Wesen treiben, auch einige offene Blumen finden, die tagsüber ihre Kelche geschlossen halten. Zu diesen gehört vor allen die sehr häufige Nachtlitnelle, auch nickendes Leintraut, *Silene nutans* genannt, die ihre Blumen in drei aufeinander folgenden Nächten erschließt, um den Nachtschwärmern unter den Insekten Gelegenheit zum Erweisen von Liebesdiensten zu geben. Wenige andere Blumen leisten dieser Pflanze des Nachts Gesellschaft. Auch unter den Pflanzen der Gewächshäuser finden wir Nachtblüher, es braucht nur an die „Königin der Nacht“, *Cereus grandiflorus*, an die Lotosblume des heiligen Nil und an die *Victoria regia* des Amazonenstromes erinnert zu werden. Die überwiegend große Mehrzahl der Pflanzen hält ihre Blumen hingegen des Nachts geschlossen, oder aber die Blumen nehmen eine hängende, sogenannte Schlafstellung ein. Daher auch die Bezeichnung „Schläfrige Blumen“.

Doch nicht nur zur Nachtzeit schlafen die Blumen, sondern auch zur Zeit der drückenden, erschlaffenden Mittagshitze, wenn das Tier mit Vorliebe eine schattige Stelle zum Ruhen wählt, und auch der Mensch sich gern ein kleines Mittagsschläfchen gönnt, ist manche Pflanze bemüht, ihre edelsten Organe, die Blumen, speziell die Fortpflanzungsorgane, vor dem glühenden Sonnenbrand zu schützen. Auch sie, die noch am Vormittag durch Farbe und Geruch die gastlichen Liebesboten zu frühlichem Genuße einladen, versetzen ein Stündchen der Ruhe, sie schlafen. „Der Flachs schläft“, lagen die Bauern, wenn sie des Mittags an einem Flachsfelde vorbeikommen und nichts von den blauen am Vormittag noch so herrlich leuchtenden Augen sehen.

Sehr charakteristisch in dieser Hinsicht sind vornehmlich die Blumen, die die Form von Kelchen, Trichtern oder Sternen haben, wozu in erster Linie die Anemonen, die Crocus, die Gentianen, die Fingerkräuter und die Ranunkeln gehören, die alle während der Nacht und selbst zur Zeit des stärksten Laues ihre Blumenkronen geschlossen halten. Andere mit Strahlenblüten, wie Körbchenblätler oder Kompositen, z. B. das Sanielblümchen, legen ihre strahlenförmigen Randblüten schützend „wie die Balken eines pyramidenartigen Daches“ über die Mitte des Blütenkorbes zusammen.

Wieder andere, die Doldenblütigen oder Umbelliferen, wozu unsere gemeine Möhre und die Sichelwolde gehören, wie ferner auch das Stiefmütterchen, schließen nicht nur ihre einzelnen Blüten mehr oder weniger vollständig, sondern sie neigen auch ihr blütenbeladenes Haupt in leichtem Bogen dem Erdboden zu, sie lassen die Köpfe hängen.

Die Ursache dieser Erscheinung, der Schlafstellung der Blumen, ist zwar noch nicht vollständig geklärt, aber soviel ist sicher, daß das Licht, die Sonne, hierbei eine wesentliche Rolle spielt und daß weiter die Luftfeuchtigkeit mit in Betracht kommt. Um zu erforschen, ob es bei der Sonne das Licht oder die Wärme ist, die den Anstoß zu den merkwürdigen Spannungsänderungen und Bewegungen der Blumenblätter gibt, wurden Versuche in vielfacher Zahl angestellt. Ueber einige von ihnen berichtet Kerner. Es wurden Pflanzen, deren Blumen erfahrungsgemäß bald nach dem Anschlagen der Sonnenstrahlen am Vormittage sich öffnen, nämlich *Gentiana Rhaetica* und *Asclepiadea* in einem umfangreichen Glaszylinder bei gleichmäßiger niedriger Temperatur gehalten. Zu diesem Zwecke genügte es, den einen Zylinder mit einem zweiten von größerem Durchmesser zu umgeben und durch den Zwischenraum Wasser von 7 Grad fließen zu lassen. Die Beobachtungspflanze war also zunächst von Luft mit einer Temperatur von 7 Grad und weiterhin von einer Wasserschicht mit gleicher Temperatur umgeben. Eine

solche Wasserfäcicht läßt nur Licht, aber keine Wärmestrahlen durch. Die nachts geschlossenen Blüten öffnen sich, sobald der Morgen- sonnenstrahl sie traf. Hierbei ist allerdings zu bedenken, daß die Lichtstrahlen, die die Blüten treffen, teilweise in Wärme umgesetzt werden. Durch die Wärme aber werden in dem Gewebe der Blüten wieder Aenderungen des Turgors, Aenderungen in der Spannung der Gewebe und gewiß auch im Wachstum veranlaßt. Es wird also die Wärme wieder in andere Bewegungsformen umgesetzt und das schließliche Ergebnis ist Aenderung in der Lage der Blumen- blätter, die unserem Auge als Deffnen der Blumen erscheint.

Wenn auch über die Ursache noch keine völlige Klarheit herrscht, so dürfte der Zweck oder die Bedeutung dieser Eigenschaft der Pflanzen, ihre Blumen zu bestimmten Zeiten zu öffnen resp. zu schließen, keinen Zweifel mehr unterliegen. Die Schlafstellung der Blumen dürfte in erster Linie als Schutz der Fortpflanzungsorgane in Betracht kommen, und zwar nicht nur gegen die Unbilden der Witterung, sondern auch gegen das Eindringen unliebsamer Feinde, Insekten usw. Dies gilt auch für jene Blumen, die nur des Nachts geöffnet sind. Für diese kommen, soweit sie zur Fortpflanzung auf Insektenbesuch angewiesen sind, die Nachtschwärmer in Betracht. Die am Tage schwärmenden Insekten sind in diesem Falle als Feinde anzusehen, vor denen sich zu schützen die Blumen alle Ursache haben.

Daß das Schließen der Blumen als Schutz wirkt, wird uns noch weit mehr klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Pflanzen nicht nur bei hereinbrechender Dunkelheit und starker Hitze ihre Blumen schließen, sondern daß sogar bei gewissen Pflanzen schon die Verührung eines feindlichen Insektes zum Verbergen der Reize genügt. Bei auftretendem Regen und heraufziehenden Gewittern oder bei plötzlichem Temperaturrückgang nehmen die Blumen bestimmter Pflanzen die Schlafstellung ein, um das Eindringen des Regens oder von schupfuchenden, der Befruchtung aber nicht dienenden Insekten zu verhindern. Die Blume ist keinesfalls gewillt, ihren Nektar den Insekten in uneigennützig Weise zu verabreichen, im Gegenteil, sie ist sehr selbsttätig darauf bedacht, daß tunlichst nur solche Insekten von ihren Süßigkeiten naschen dürfen, die der Fremdbestäubung dienlich sind, wenn sie auch Gegenteiles nicht immer zu verhindern imstande ist. Daß in dem Schließen der Blumentrone auch ein Kälteschutzmittel liegt, ist leicht ersichtlich.

Dem Naturfreunde, der sich nicht mit dem Genuß des Blumen- schlafes als Naturschaupiel begnügt, sondern tiefere Einschau hält in das Leben der Pflanzen, bedeutet das allmorgendliche Erwachen der Blumentwelt aus nächtlichem Schlummer, daß ein Empfinden auch im Pflanzenreiche anzutreffen ist. Die mannigfache Art und Weise, wie sich dieses Empfinden äußert, legt dann die Frage nahe, ob im Pflanzenleibe nicht ähnliche Sinnesorgane ruhen, wie sie dem Menschen eigen sind zur Wahrnehmung äußerer Reize.

Herm. Krafft.

Billige Reformkleidung.

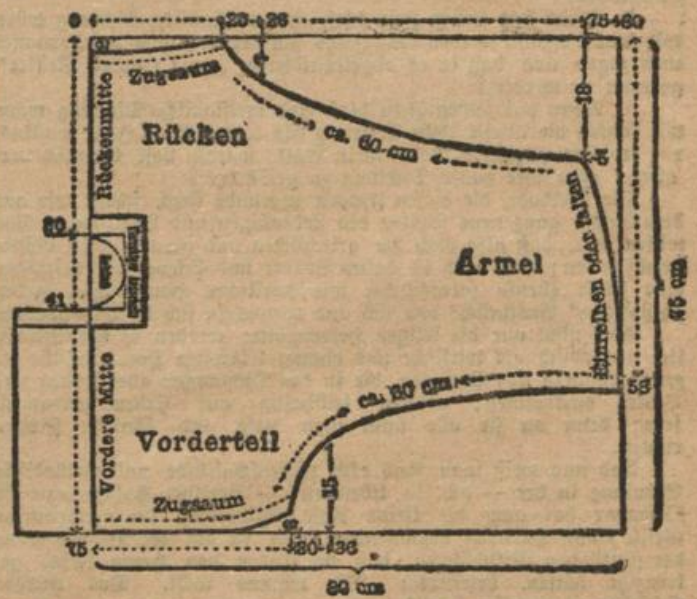
II.

Die so oft schon totgesagte Bluse lebt immer noch; man wird ihr wohl noch ein langes Dasein prophezeien können, denn sie entspricht in herbortragendem Maße den praktischen Bedürfnissen der vielen Millionen von berufstätigen Frauen. Hat man mehrere wärmere und leichtere Blusen zu einem Rock, so ist man für jeden Wetterwechsel gerüstet und kann selbst bei beschwerlichen Mitteln stets sauber und nett erscheinen. Auch die Reformkleidung hat die Bluse ihrer großen praktischen Vorzüge wegen adoptiert. Die fertig käuflichen Hemdblusen kann man freilich nur unter den in Hängereform gearbeiteten Röcken tragen. Kleidbarer sind die Blusen, die man über dem an einem Leibchen befestigten Reformrock trägt. Besonders hübsch sind für diesen Zweck die jetzt so beliebten Blusen mit angeschnittenen Ärmeln, die die abfallende Schulterlinie betonen. Man kennt sie als Ruffenblusen oder Rimonoblusen, könnte sie aber ebenso gut Bulgaren-, Rumänen- oder Ungarnblusen nennen, denn bei allen diesen Völkern finden wir dieselbe einfache Grundform für die Bekleidung des weiblichen Oberkörpers.

Zur Herstellung einer Ruffenbluse zeichnet man in ein Quadrat von 75 Zentimeter oder in ein Rechteck von 75 : 80 Zentimeter den nachstehenden Blusenumriß.

Obwohl dieser Schnitt in der Herstellung weit einfacher ist, als die im Handel käuflichen Muster, bei denen unter den Armen noch ein keilförmiges Stück eingelegt wird, sichert er der Trägerin doch die denkbar größte Bewegungsfreiheit. Die Ärmelnaht, die zugleich Rücken und Vorderteil mit einander verbindet, wird als französische Naht, d. h. erst rechts, dann links zusammengenäht. Der Verschuß kann beliebig vorn oder rückwärts geschehen. Auch kann das rechte Vorderteil nach dem linken übertreten. Wünscht man das Vorderteil falliger, so muß man — wie die punktierten Linien links andeuten — nach Bedarf Stoff vorn zugeben oder anstücken. Der Rücken kann nach Belieben abgenäht werden. Die Bluse wird mit rundem, spitzem oder vieredigem Ausschnitt gearbeitet. Dieser kann auch durch eine Passe aus Tüll mit Stich- fragen ausgefüllt werden, oder man umgibt den Ausschnitt mit einem Stoffplissee oder mit einer der modernen Perletrausen aus gefaltetem Tüll. Auch die Ärmel lassen sich mannigfach

variieren. Die einfachste Art ist, sie in eine gerade Manschette zusammenzufassen. Arbeitet man die Ärmel halb- oder drei- viertellang, so spart man entsprechend an Stoff. Der untere Abschluß der Bluse muß sorgfältig ausgeprobt werden. Manche Gestalten sehen besser aus, wenn die Bluse dicht unter der Brust abschließt, manche, wenn der Blusenabschluß tiefer sitzt. Der untere Rand wird eingereißt und in ein gerades Bündchen aus festem Stoff gefaßt. Um die Verbindung mit dem Rock herzu- stellen genügt ein hübsches Börtchen, ein gerader oder leicht ge- falteter Stoff- oder Seidengürtel. Ein Abfüttern dieser Blusen ist im Allgemeinen zu vermeiden. Es ist praktischer, eine leichte oder wärmere Untertaille mit oder ohne Ärmel unter der Bluse zu tragen, weil man beide Teile nach Bedarf wechseln und leichter reinigen kann. Weiße Stoffe sind zur Ausführung einer Ruffen- bluse am geeignetsten. Sehr schön sind Kaschmir, Wollbatist, Seide — wenn man es haben kann — oder die billigen und im Tragen so dankbaren Woll- und Baumwollmuffelina. Ein neuer außerordentlich praktischer Wäschstoff ist Baumwolltrepp, der nach dem Waschen und Trocknen ohne Plättchen sofort wieder ge- brauchsfertig ist.



An Stoff braucht man für eine Bluse durchschnittlich 1½ bis 1¾ Meter, von schmaler Seide 8 Meter. Wer den Schnitt einige Male für sich erprobt hat, wird die Grundform leicht auf ver- schiedene Art um- und ausgestalten können. Für die Halsgarnitur wurden oben bereits Vorschläge gemacht. Die Ärmel kann man für festliche Zwecke auch als Ueberärmel über einem Ärmelpuff aus Tüll arrangieren. Diese Ueberärmel können sowohl ge- schlossen gearbeitet wie auch etwa 10 Zentimeter unterhalb der Schulter geteilt werden; epaulettenartige Achselstücke aus Stiderei können angebracht, Blendens- oder Vortenauspuff, Soutachierung usw. verwendet werden. Bei Seidenblusen mag man auch wohl die Naht über Schulter und Ärmel führen und nach Geschmack noch verzieren. Der Verschuß ist dann auf der Schulter und man schlüpft in eine solche Bluse wie in einen Sweater. Kurz, der schmückenden Phantasie ist weiter Spielraum gelassen.

Die Ruffenbluse sieht auch sehr gut aus, wenn man sie unter dem in Nr. 70 des „Unterhaltungsblattes“ beschriebenen einteiligen Reformrock trägt, dem man ein geschlitztes Nieder vom gleichen Stoff angeheft hat. Natürlich muß sie in der Farbe gut zum Rock und Koller gestimmt sein. Schnitt und Beschreibung eines solchen Rollers werden demnächst folgen.

Be. Kt.

Kleines feuilleton.

Sechs Fragen der Berliner Gostheologie. Die „Frage der Saison“, ob Jesus gelebt habe, erörtert in der heiligen Pfingst- nummer der ungemein christlichen Wiener „Neuen Freien Presse“ auch der Berliner Gostheologe Adolf Harnad, den Wilhelm II. un- bewußt und ein wenig verändert zu zitieren pflegt, wenn er seine eigenen kaiserlichen Anschauungen über das Christentum zu äußern geruhet. Die Frage hat für uns nur das Interesse, daß sie zeigt, womit die gebildete Welt ihre Zeit tolschlägt. Aber die Art, wie der Berliner Wirkliche Geheimrat das wissenschaftliche Problem behandelt, ist nicht ohne Reiz; sie zeigt, wie erhaben die wissenschaftliche Methode ist, mit der man es in der preußischen Gelehrtenrepublik bis zu den Sternen bringen kann. Herr Harnad weiß also und übernimmt dafür jede Gewähr, daß Jesus wirklich gelebt hat und nicht nur der Träger eines mythischen Gedichts ist. Die Forscher, die das Gegenteil behaupten, werden mit energischer Verachtung nur als Gelehrte in Gänsefüßen vorgeführt. Harnad selbst aber, der echte Gelehrte, schmettert

seine Widersacher mit sechs Fragen nieder, „die schlechterdings nicht beantwortet werden können, wenn es wahr wäre, daß Jesus nicht gelebt hat“.

Die sechs Fragen sehen so aus:

1. Wenn Jesus nicht gelebt hat — wie konnte von seinen Brüdern und Schwestern erzählt werden, wie konnte ferner berichtet werden, daß sein Bruder Jakobus die Gemeinde von Jerusalem geleitet hat?

2. Wenn das Leben Jesu lediglich als ein messianisches Gedicht zu beurteilen ist, warum heißen die Anhänger Jesu am Anfang und eine lange Zeit hindurch seine Schüler (und er selbst ihr Lehrer), während der Name „Knechte Christi“ (Christus „der Herr“) erst allmählich aufkommt?

3. Wenn das Leben Jesu ein messianisches Gedicht ist, wie konnte man in der ältesten Ueberlieferung von Jesus erzählen, daß er dort keine Wunder tun konnte, wo man ihm nicht Glauben schenkte?

4. Wenn das Leben Jesu bloß eine Dichtung wäre, wie konnte die Ueberlieferung ihn sagen lassen, seine Jünger sollten nicht zu den Samaritanern und Heiden gehen, während sie doch zu ihnen gegangen sind?

5. Wenn das Leben Jesu bloß eine messianische Dichtung wäre, wie konnte erzählt werden, daß Jesus sich der Wuchtaufe des Johannes unterzogen und daß er es abgelehnt habe, „gut“ („guter Meister“) genannt zu werden?

6. Wenn das Leben Jesu bloß eine messianische Dichtung wäre, wie konnte die älteste Ueberlieferung als letztes Wort Jesu den Ausdruck erdichten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen,“ ohne ihre ganze Dichtung zu gefährden?“

Die Methode, die diesen Fragen zugrunde liegt, schafft wie aus dem Nichts ganz neue Welten des Lebendigen und Wirklichen. Nun wissen wir, daß also auch die griechischen und germanischen Götter gelebt haben; denn auch sie haben Brüder und Schwestern, verrichten eine Fülle ebenso menschlicher wie wirklicher Handlungen, geben „historische“ Aussprüche von sich und verwickeln sich in Widersprüche.

Aber nicht nur die seligen Heidengötter werden so wissenschaftlich methodisch als wirkliche und einmal lebendige Homunkulisse erzeugt, sondern alle Personen, die in den Dichtungen aller Zeiten und Völker vorkommen, müssen lebhaftig auf Erden gewandelt sein; denn an sie alle kann man diese und ähnliche Fragen richten.

Und nun weiß man, was erste wissenschaftliche und methodische Schulung in der — ach so liberalen! — Berliner Hoftheologie ist. Offenbar hat auch die kleine Rosa Silberstein im methodischen Geiste Adolf Harnacks argumentiert, als sie auf die Verschuldigung der christlichen Mithälerin, daß die Juden den Herrn Jesus gekreuzigt hätten, beteuerte: „Wir waren nicht. Das würden Schlegelers gewesen sein!“

Arabische oder römische Ziffern auf Uhren? Auf Veranlassung des Eisenbahnministers sollen auf den Wagentüren der Eisenbahnzüge die Bezeichnungen der Wagenklassen künftig in arabischen Ziffern gegeben werden. Es ist kein Zweifel, daß die Zeichen I, 2, 3, 4 auf weitere Entfernungen besser lesbar sind als die leicht verwechselbaren Zeichen I, II, III, IV. Wenn nun aber auch auf den Bahnhofszufern, wenigstens auf den neu anzubringenden, arabische statt der römischen Ziffern angebracht werden sollen, wie man hört, so würde das keine Verbesserung, sondern einen Rückschritt bedeuten. Bei den Zifferblättern ist es nicht die Form der Zeichen, die den Ausschlag gibt, sondern ihre Stellung. Ganz oben sitzt die Zwölf, ganz unten die Sechs, links und rechts die Neun und Drei, das weiß jeder, der auf ein Zifferblatt sieht, ohne darüber auch nur einen Augenblick nachdenken zu müssen. Ebenso erfährt er sofort aus der Neigung der Zeiger, ob sie auf Eins oder Zwei, auf Sieben oder Acht usw. zeigen. Der aus dem Transvaalkriege belannte englische General Baden-Powell ließ sich schon vor Jahren ein Zifferblatt schenken, das an Stelle der Ziffern lauter einfache dicke Striche aufwies. Versuche haben längst gelehrt, daß solche Zifferblätter dem Ablesen der Zeit tadellos dienen und daß viele gar nicht einmal merken, daß keine richtigen Ziffern angebracht waren. Die römischen Ziffern, die im wesentlichen vom Rande nach dem Mittelpunkt zielen, wie die Zeiger selbst, sind auf jeden Fall für die Zifferblätter ungleich praktischer als die arabischen, die durch ihre runden Formen das Ablesen sehr erschweren können. Der langjährige Direktor der Berliner Sternwarte, Prof. Dr. W. Förster, schreibt in seinem Buche „Ueber Zeitmessung und Zeitregelung“ zu diesem Punkte sehr treffend: „Unsere Ablesung der Zifferblätter, insbesondere deren Fernablesung, hat mit den Verbesserungen fast gar nichts mehr zu tun. Sie besteht, wie man sich leicht überzeugen kann, lediglich in einer Schätzung der Neigungswinkel der beiden Zeiger gegen die Lotrechte und gegen die wagerechte Richtung, sowie gegeneinander. Man schätzt dabei, selbst auf große Entfernungen hin, wo man von den Ziffern gar nichts mehr erkennt, mit ausreichender Sicherheit noch die jeweilige Minutenangabe, und alle diejenigen Einrichtungen der Zifferblätter, durch die dieses rein geometrische Bild der Zeigerstellung getrübt und gestört wird, sind nur törichte Schnörkelen, wie insbesondere unsere gewöhnlichen jetzt vielfach als besonders modern oder gar national gegenüber den durch ihre Geradlinigkeit hierfür viel geeigneteren römischen Zahlen beliebten) phönizisch-arabischen Ziffern.“ Alles in allem: die

arabischen Ziffern verdienen wegen ihrer Handlichkeit und Lesbarkeit überall den Vorzug, nur nicht auf Zifferblättern, weil diese radiär (strahlig) gebaut sind. Diese Bauart läßt sich nur mit den römischen Ziffern in Einklang bringen.

Hygienisches.

Neues über die Entstehung der Kurzsichtigkeit. Daß die Naharbeit als die hauptsächlichste Ursache der erworbenen Kurzsichtigkeit anzusehen ist, darüber sind sich die alltägliche Erfahrung sowie die wissenschaftliche Forschung einig. Eine weitere Frage aber ist, was eigentlich an der Naharbeit so schädlich wirkt, worin besteht denn dabei das normwidrige Verhalten der Augen, — und auf diese Frage vermag die Wissenschaft noch keine endgültige Antwort zu geben. Wir wollen hier nicht die verschiedenen Theorien, die den Zusammenhang zwischen Kurzsichtigkeit und Naharbeit zu ergründen suchen, einer Erörterung unterziehen. Wir weisen nur auf einige neue Tatsachen, die auch praktisch wertvoll sind.

Wer einen Arbeitsgegenstand nahe an die Augen rückt, beugt sehr oft den Kopf abwärts, um die Beleuchtung nicht zu vermindern. Diese Haltung des Kopfes ist nach den Versuchen des Herrn Levinsohn, worüber das „Archiv für die gesamte Psychologie“ berichtet, von der allergrößten Bedeutung für die Entstehung der Kurzsichtigkeit. Bei dieser Kopfbeugung findet eine Vorwärtsbewegung des Auges statt. Sie wird hervorgerufen erstens durch den stärkeren Blutandrang, zweitens aber durch die eigene Schwerkraft des Auges. Nun zerrt das in diese Lage gebrachte Auge an dem Sehnerven, welcher unbeweglich fixiert ist. Dadurch aber werden die Normalverhältnisse zwischen den wesentlichen Bestandteilen des Auges verschoben und als Folge davon tritt die Kurzsichtigkeit auf. Da, wie die klinischen Untersuchungen zeigen, die Kurzsichtigkeit tatsächlich sehr oft mit den Wirkungen solcher Zerrungen am Sehnerven begleitet wird, scheint dieser neuentdeckte Faktor der unangenehmen Krankheit wirklich von großer Bedeutung zu sein.

Eine weitere bis jetzt nicht beachtete Ursache der Entstehung der Kurzsichtigkeit bringen die Versuche des Herrn Thorer (Messefer in derselben Zeitschrift) zutage. Er weist darauf hin, daß bei weitem nicht alle Arten der Naharbeit mit gleich schädlichen Wirkungen begleitet werden. Die Uhrmacher, Feinmechaniker, Goldarbeiter, Juweliere, Nadelarbeiter, Feinstickerinnen leiden gewöhnlich sehr wenig unter den Folgen der Naharbeit, selbst wenn sie Jahre hindurch andauert. Dagegen ist die Kurzsichtigkeit eine viel allgemeinere und häufigere Erscheinung in solchen Berufen, in denen vieles Lesen erforderlich ist, z. B. bei den Schrifthefern, Korrektoren usw. Eine experimentelle Untersuchung der Ursache dieses auffallenden Unterschiedes zeigte, daß sie in der Verschiedenheit der Art, wie sich dabei das Auge bewegt, liegt. Sind die Bewegungen stetig, gleitet das Auge sanft von einem Punkt zum andern, so mag die Arbeit noch so anstrengend sein, sie bringt keine schädlichen Folgen mit sich. Sind dagegen die Augenbewegungen sprunghaft, erfolgen sie stoßweise, so treten die Zerrungen am Sehnerven ein mit ihren schon beschriebenen üblen Folgen. Um die Größe des Schadens so recht zu zeigen, seien hier ein paar Zahlen mitgeteilt. Das Auge eines geübten Lesers macht sieben Bewegungen in der Sekunde. Bei einem Stillstand des Auges werden ungefähr sechs Buchstaben gelesen. Dauert das Lesen eine Stunde, so macht das Auge schon mehr als 25 000 solcher Bewegungen. Ist das Lesen also auch bei der normalen Entfernung eine sehr anstrengende Beschäftigung, so wird die Schädlichkeit immer größer, je näher der Text an die Augen gerückt wird. Es wurde nämlich festgestellt, daß der geübte Leser gleich schnell liest, ob nun der Text näher oder weiter an die Augen gehalten wird. Wird die Entfernung zweimal kleiner, so bleibt also das Lesequantum pro Sekunde daselbe, während das Auge jedesmal einen doppelten Sprung machen muß. Und die Intensität der Zerrung wächst sogar noch mehr; nach den Gesetzen der Mechanik beträgt sie jetzt das Vierfache der ursprünglichen.

Welche Bedeutung diese neuen Tatsachen für die Theorie der Kurzsichtigkeit haben, mag hier unerörtert bleiben. Jeder auf sein Wohl bedachte Arbeiter wird aber gut tun, die praktischen Winke, die sie enthalten, zu beherzigen.

Kann man durch Bügel die Krankheitskeime zerstören? Diese für die Hygiene überaus wichtige Frage wurde vor kurzem im Institut für Infektionskrankheiten (München) einer Prüfung unterzogen. Diese Prüfung zeigte, daß die keimtötende Wirkung des Bügels eine recht unsichere und ungenügende ist. Die Temperatur des Plättchens ist im allgemeinen nicht höher als 150 Grad. Bei dieser Temperatur aber bleiben z. B. die Tuberkelbazillen noch lebensfähig, da sie erst bei einer Wärme von 250 Grad absterben. Und wenn sich auch diese Temperatur ohne Schaden für Wäsche und Kleider einhalten ließe, was an sich schon recht zweifelhaft ist, so ist noch hervorzuheben, daß auch diese Maximaltemperatur nicht ausreichen würde, sporenhaltiges Bakterienmaterial zu vernichten. Denn dieses Material, z. B. Milzbrandsporen, erweist sich auch bei dieser Temperatur als lebensfähig. Wenn man aber, trotz dieser Bedenken die keimtötende Wirkung des Bügels ausnutzen will, so bügeln man die Wäsche feucht und auf beiden Seiten. Allerdings wird auch so vorgenommenes Bügeln in Fällen, wo die Desinfektion dringend notwendig ist, nicht genügen und ist durch sicherere Methoden der Entkeimung zu ersetzen.